



**Maren Jäger**

---

**KISS.**

»Keep it short and simple!«

In: Abecedarium der Sprache / Constanze Fröhlich, Martin Grötschel, Wolfgang Klein (Hg.). – ISBN: 978-3-86599-416-5. – Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2019. S. 113-118

Persistent Identifier: urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-30266

---

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivateWorks 4.0 International (cc by-nc-nd 4.0) Licence zur Verfügung gestellt.





**K** – *Bibliothek, Berlin Friedrichshain*

# KISS.

»Keep it short and simple!«

MAREN JÄGER

»Tritt frisch auf, tu's Maul auf, hör bald auf.« Was Martin Luther vor einem halben Jahrtausend so einprägsam wie ruppig auf den Punkt brachte, wirkt heute aktueller denn je. Denn mit der Moderne ist Kürze zu *dem* kommunikativen Imperativ geworden. Kurze Botschaften erscheinen besonders konkurrenzfähig, ob als *Feed* oder *Tweet*, als *YouTube-Clip*, *Handy-Haiku*, *Cell-Phone-Novel* oder *Flash-Fiction*, *Tiny Tale*, *Slam-Text* oder *Elevator-Pitch*.

## *Die Ubiquität des Kürze-Imperativs im 21. Jahrhundert*

Betrachtet man unsere von Zeiteffizienz und -management beherrschte Gegenwart, ist die Kürzemaxime omnipräsent: Die angeblich schwindende Aufmerksamkeitsspanne der zerstreuten *User*, die Explosion der Informations- und Unterhaltungsangebote stehen als mögliche Ursachen für die Maxime der Zeit- und Zeichenökonomie bereit. Emoticons und eine mehr oder minder kreative Abkürzungskultur sind einige Symptome dieser (oft impliziten) Maxime ebenso wie der florierende Wirtschaftszweig *Net Analytics*, Modethemen wie *Netiquette* und *Web Usability* – und nicht zuletzt die quantitativen Kürzevorgaben neuer Formate und Techniken: Eine SMS ist/war 160 Zeichen lang; die Maximallänge für Nachrichtenbeiträge beläuft sich bei der ARD auf neunzig Sekunden, bei RTL auf fünfzig; das gleichsam klassische Nachrichtenformat ist der »Einsdreißiger«. Im Haifischbecken der Aufmerksamkeitsökonomie gilt für Websites eine Textlänge zwischen tausend und zweitausend Zeichen als

ideal; in Zeiten tragbarer Mediengeräte darf man davon ausgehen, dass diese Vorgaben noch schrumpfen werden – schließlich beträgt die durchschnittliche Verweildauer auf einer Internetseite ca. vierzig Sekunden. Geht man von den (Lektüre-)Präferenzen und Gewohnheiten der multitaskenden »Produser« aus (oder von denjenigen eines twitternden US-Präsidenten, der von seinen Beratern politische Maßnahmenpapiere einfordert, die nicht mehr als eine Seite umfassen), so ergibt sich ein ungleich drastischeres Bild: Studien zufolge liegt die ideale Länge eines Tweets noch immer bei 71 bis 100, die eines Facebook-Beitrags unter 40 Zeichen. Die Ideallänge einer Schlagzeile beträgt sechs Wörter, die einer E-Mail-Betreffzeile liegt zwischen 28 bis 39 Zeichen, die einer Präsentation bei 18 Minuten. Laut dpa beläuft sich die Obergrenze für einen verständlichen Satz auf neun Wörter. Zum Vergleich: Ein durchschnittlicher Satz in der BILD-Zeitung hat zwölf, in diesem Artikel 17, in Thomas Manns *Doktor Faustus* hingegen 31 Wörter.

Aber auch in der Wissenschaft ist der Kürze-Imperativ mittlerweile allgegenwärtig – im Gewand neuer Kommunikationsformate: als *Science-Gif*, *-Tweet*, *-Note* oder *-Slam*, als Wissenschaftscomic oder -Podcast, als *Microlearning* oder *Microtraining*, in Form von Einträgen in Blogs, Foren und in den Sozialen Medien oder auch als *Speeddating*. Den neuen Formaten, die in die Wissenschaftskommunikation Einzug gehalten haben, ist eines gemeinsam: Sie sind kurz. »Wissenschaftliche Institutionen sind ziemlich effiziente Verknappungsagenturen, und sie müssen es auch sein. [...] Ordentliche wissenschaftliche Autorität und Übersicht wird erst durch Reduktion von Information möglich« (Groebner 2012: 42 f.). Ein DFG-Antragsabstract darf in der Regel nicht mehr als dreitausend Zeichen umfassen, Tagungsbeiträge von über einer halben Stunde werden zunehmend unüblich; Nanopublikationen und reduktionistisches »txtng«, die Lektüremodelle *Hyper-Reading* und *Power-Browsing* scheinen die zeitgemäße Antwort auf fundamental veränderte Rezeptionsgewohnheiten zu sein. In Zeiten des Informationsüberangebots und der Zeit- und Zeichenökonomie gilt

zunehmend auch in den Geisteswissenschaften das – aus den Ingenieurwissenschaften stammende – KISS-Prinzip: »Keep it simple, stupid« oder (unwesentlich höflicher im Marketingjargon) »Keep it short and simple«. Allein, schon Johann Joachim Winckelmann empfahl vor bald dreihundert Jahren *brevitas* als Reaktion auf die Informationsflut: »Aber unsere Zeit erfordert die Kürze, sonderlich wegen der Menge der Schriften« (Winckelmann 2002: 147).

### *Kürze in der antiken Rhetorik*

Die Diskussion um Kürze ist keineswegs erst ein Phänomen des Gutenbergzeitalters. Sie wird bereits seit zwei Jahrtausenden mit wiederkehrenden Argumenten geführt: Wann immer es um öffentliche Rede ging, war von der Antike bis weit in die Neuzeit hinein die Rhetorik zuständig. Sie vermittelte die Expertise und stellte das verbindliche (und über Jahrhunderte hinweg bemerkenswert konstante) Regelwerk parat. Kürze figuriert in der Geschichte der Rhetorik und Stilistik prominent – und in ebenso komplexen wie changierenden Begriffs- und Kräftefeldern sowie in unterschiedlichsten, nicht selten schillernden Gewändern (vgl. Kallendorf/Gondos 1994 sowie Gardt 2007). Sie erweist sich nicht nur als Indikator für Stilideale, -präferenzen und -aversionen bestimmter Epochen und Bewegungen, sondern zugleich als Seismograf für Zeitkonzeptionen, Medienumbrüche, für inner- wie außerliterarische Ökonomiekonzepte ebenso wie für ethische und soziopolitische (Macht-)Konstellationen: Wer entscheidet über Kürze oder Länge von Wortbeiträgen, wer über »das rechte Maß«? Wer formatiert? Wer wird unterbrochen und zensiert? Dabei zeigt sich nicht selten, dass Kürze mehr als (nur) eine Frage des (Rede-)Stils ist, etwa wenn sie – als »Lakonie« – als integraler Bestandteil des Nationalcharakters der Spartaner, in der Rhetorik der Frühen Neuzeit als *Soft Skill* des Höflings und Sekretärs sowie nicht zuletzt als angemessener sprachlicher Ausdruck von Herrschertugenden oder als Schlüsselkompetenz nobilitiert wird.

Dass Kürze synchron wie diachron mannigfachen, sich beständig verschiebenden und konterkarierenden Bewertungen unterliegt, spiegelt sich nicht zuletzt in den wechselnden – keineswegs einhellig bewerteten – Kürzemustern (vgl. Rüdiger 1958): Martial, Diodor und Hippokrates rangierten auf der Hitliste der Kurzen und Knappen über Jahrtausende unangefochten auf den vorderen Plätzen, ebenso wie die Historiker Sallust und Tacitus. Aber gilt den einen Thukydides als luzide und prägnant, wird er von anderen als dunkel, unverständlich und verrätselt gegeißelt; Cicero preist Demosthenes als seinen Lehrmeister und lobt die noch für die Gelehrten unserer Zeit sprichwörtlich gewordene »brevitas Sallustiana«, die jedoch von Quintilian als obskur getadelt wird. Und manch heutigem *User* wird sich vermutlich eher Twitter-Gründer Jack Dorsey denn ein Lichtenberg, Jean Paul oder Lessing als *brevitas*-Vorbild aufdrängen.

### *Obscuritasgefahr! Oder: Wie kurz ist kurz?*

In der Systematik antiker Rhetoriklehrbücher impliziert der Relationsbegriff der Kürze stets ein Äquivalenzverhältnis – ob von *res* und *verba*, also der Menge der Worte und der Komplexität des verhandelten Gegenstandes, der Dauer der Rede und Faktoren wie den zeitlichen und kognitiven Kapazitäten der Adressaten, den situativen Voraussetzungen und äußeren Umständen (*aptum*). Und wenngleich die rhetorische Tugend der *brevitas* in der Regel positiv, als »Dichte«, »Prägnanz« oder »Konzision« gefasst wird, ihre Leistungen hinsichtlich »Intensität«, »Energie« und »Kurzweil« oder ihr Beitrag zu Komik, Nachdruck und Einprägsamkeit gelobt werden, so wohnt ihr doch immer die Gefahr der Dunkelheit inne, sofern durch übermäßige Verknappung die Klarheit der Äußerung bedroht ist. Wer kurz ist, läuft Gefahr, auf die eine oder andere Weise zu scheitern, denn schließlich sind die Anweisungen, *wie* kurz »kurz« sein soll, keineswegs eindeutig.

Die römische Rhetorik definiert Kürze zwischen den Polen des »so viel wie mindestens nötig« einerseits und »nicht mehr als nötig« andererseits. Es handelt sich also nicht um eine

quantitativ absolute Kürzebestimmung (im Sinne von »nicht mehr als x Zeichen, nicht länger als y Minuten«), sondern um eine qualitativ relative. Quintilians goldene Regel lautet: »Soviel nötig und soviel genügend ist«. / »quantum opus est et quantum satis est.« (Quintilian 2006: 454 f.) Während für Cicero Weitschweifigkeit eine größere Gefahr für das Verständnis darstellt, warnt Quintilian vor den Folgen unangemessener Kürze: Lieber zu viel als zu wenig! Den Zuhörer zu langweilen ist misslich, sein Un- oder Missverständnis zu riskieren, unverzeihlich – *obscuritas* mithin verheerender als *taedium*.

Linguisten denken hier unweigerlich an die Grice'schen Konversationsmaximen, deren erste – die Maxime der Quantität – lautet: »Make your contribution as informative as is required.« Und: »Do not make your contribution more informative than is required« (Grice 1975: 46). Wie schmal der Grat zwischen »nicht informativ genug« und »zu informativ« ist, manifestiert sich von der antiken Rhetorik bis heute im gefährdeten Gleichgewicht von Kürze und Klarheit: Weitschweifigkeit und Verkürzung sind gleichsam Scylla und Charybdis, zwischen denen der angemessene Weg hindurchführt. Nicht zuletzt ist Kürzen immer auch ein Selektions- und Manipulationsvorgang: Wer kürzt, verkürzt oft zugleich.

Wie schmal der Grat zwischen Kürze und Dunkelheit ist, weiß auch Horaz: »brevis esse laboro, / obscurus fio« (»Ich strebe nach Kürze und erreiche Dunkelheit«; Horaz 1970: 230 f.). An anderer Stelle in seiner *Ars poetica* ermahnt Horaz den Dichter zur Kürze und begründet das *brevitas*-Gebot mit der begrenzten Gedächtniskapazität des Rezipienten:

All dein Unterweisen sei kurz und bündig, damit der Geist das Gesagte alsbald gelehrig auffaßt und es getreulich festhält. Hat die Seele genug der Fülle, läßt sie alles abgleiten, was darüber ist. quidquid praecipies, esto brevis, ut cito dicta percipiant animi dociles teneantque fideles: omne supervacuum pleno de pectore manat. (Horaz 1970: 250 f.)



Horaz' Diktum – gleichsam das KISS-Prinzip der Antike – steht am Anfang einer langen Geschichte der Didaktik der Kürze, nicht nur in Merkspruch, Katechismus und Manifest: Für Lessing ist Kürze die Seele der Fabel, aber auch ein modernes *Pecha Kucha* dauert nicht länger als sechs Minuten und vierzig Sekunden. In der Naturwissenschaft gilt heute die Regel, dass keine Vorlesung länger als ein sogenanntes Mikrojahrhundert dauern dürfe und unter Theologen – hier wären wir wieder bei Luther angelangt – das eherne Gesetz: »Du darfst über alles predigen, nur nicht über eine Viertelstunde!«

## Literatur

- Gardt, Andreas (2007): »Kürze in Rhetorik und Stilistik«. In: Bär, Jochen A./Roelcke, Thorsten/Steinhauer, Anja (Hg.): *Sprachliche Kürze. Konzeptuelle, strukturelle und pragmatische Aspekte*. Tübingen: Niemeyer. S. 70–88.
- Grice, Herbert Paul (1975): »The Logic of Conversation«. In: Cole, Peter/Morgan, Jerry L. (Hg.): *Speech Acts*. New York: Academic Press. S. 41–58.
- Groebner, Valentin (2012): *Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung*. Konstanz: Konstanz University Press.
- Horaz [Quintus Horatius Flaccus] (1970): »De arte poetica«. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Lateinisch und Deutsch*. Hg. v. Hans Färber. München: Heimeran. S. 230–259.
- Kallendorf, Craig/Gondos, Lisa (1994): »Brevitas«. In: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tübingen: Niemeyer. Bd. 2. Sp. 53–60.
- Quintilianus, Marcus Fabius (2006): *Institutionis oratoriae libri XII. Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*. Hg. u. übers. von Helmut Rahn. 2 Bde. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Rüdiger, Horst (1958): »Pura et illustris brevitatis. Über Kürze als Stilideal«. In: Funke, Gerhard (Hg.): *Konkrete Vernunft. Festschrift für Erich Rothacker*. Bonn: Bouvier. S. 345–372.
- Winckelmann, Johann Joachim (2002): »Gedanken über die Kunst«. In: Ders.: *Kleine Schriften. Vorreden. Entwürfe*. 2. Aufl. Hg. von Walter Rehm. Berlin/New York: de Gruyter. S. 147 f.